

Erinnerung an Flüchtlinge

Autor(en): **Regenass, René / Barth, Wolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 24

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-608074>

Nutzungsbedingungen

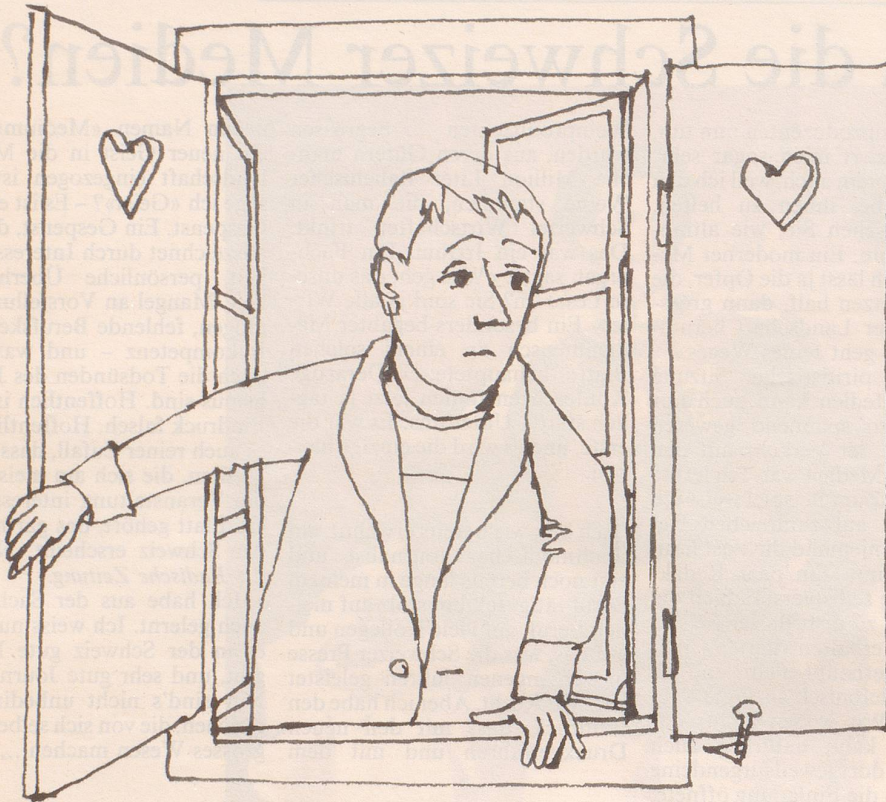
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Erinnerung an Flüchtlinge

Er war schwächling, dünn und mager, als er zu uns in die Klasse kam. Das ist Milton Lang, sagte der Lehrer. Milton sah aus wie Picasso in unserem Alter damals, wir hatten gerade im Zei-

Von René Regenass

chenunterricht sein Selbstporträt betrachtet.

So nannten wir ihn Pablo.

Er wehrte sich dagegen: Aber ich heisse nicht Pablo, sagte er, mein richtiger Vorname ist Milton.

Sein fremdländischer Akzent fiel auf, störte uns aber nicht. Er sprach die Wörter viel weicher aus als wir. Milton komme aus dem von den Deutschen besetzten Frankreich, sagte der Lehrer. Aber damit konnten wir nicht viel anfangen, wir waren noch so jung, im Jahre 1943.

Erzähl mal etwas von dir, sagte der Klassensprecher, und wir stimmten ein: Ja, wir wissen gar nichts von dir. Woher kommst du genau? Wer sind deine Eltern? Wo wohnst du jetzt?

Milton schwieg beharrlich. Er war ein guter Kollege, hilfsbereit und unaufdringlich. Und er war gescheit. Das hinderte uns wahrscheinlich, ihn noch mehr mit Fragen, die er nicht beantworten wollte, zu quälen. Wir respektierten seine Intelligenz. Nur der bisherige Primus verstand sich nicht sonderlich gut mit ihm, doch das war begreiflich: Er musste um seine Position bangen.

Im Turnen holten wir dann nach, was uns Milton in den andern Fächern voraus hatte. Hilflos hing er am Reck, vergebens mühte er sich am Barren ab. Es fehlte ihm offensichtlich an Kraft. Obwohl wir lachten, ihn manchmal sogar auslachten, schien er nicht beleidigt. Es waren jeweils die einzigen Augenblicke, wo auch er lachte, mitlachte.

Als der Krieg zu Ende ging, trat er aus der Schule aus, für uns überraschend. Ohne Erklärung verabschiedete er sich, sagte: Ich danke euch allen für die Kameradschaft, es war schön bei euch.

Dann drehte er sich weg, verbarg sein Gesicht.

Der Lehrer sagte: Auch wir wünschen Milton alles Gute auf seinem weiteren Lebensweg ...

Ich muss gestehen: Milton Lang entfiel meinem Gedächtnis, jedenfalls dachte ich nicht mehr an ihn. Es folgten die Maturitätsprüfungen, andere, neue Sorgen tauchten auf. Die Jahre vergingen.

Eines Tages, ich war unterwegs in der Stadt, zupfte mich jemand am Ärmel. Verdutzt wandte ich mich um, ich stand vor Milton Lang. Milton! sagte ich, wir umarmten einander.

Dass du meinen Namen noch weisst, sagte er.

Du bist immer noch hier? fragte ich.

Nein, nur für ein paar Tage, dann kehre ich wieder zurück nach Limoges.

Limoges?

Ja, meine Heimatstadt, sie liegt im Massif Central.

Und da entstand ein plötzli-

ches Schweigen, wohl keiner von uns beiden wusste noch etwas zu sagen.

Ich musste ein paar Formalitäten erledigen, sagte er, hielt mir die Hand hin. Als er sich bereits zwei, drei Schritte entfernt hatte, fügte er hinzu: Sie sind vergast worden, ich habe Nachricht vom Roten Kreuz.

So unvermittelt er aufgetaucht war, verschwand er auch wieder.

Ich wusste, was er mit seinem letzten Satz gemeint hatte.

Einmal hatte ich ihn ein Stück weit auf dem Schulweg begleitet.

Weisst du, hatte er gesagt, es wäre hier alles wunderschön, wenn nur meine Eltern bei mir wären.

Auch damals war er verschwunden, als hätte ihn der Erdboden verschluckt.

Und nochmals vergingen Jahre, Jahrzehnte.

Milton Lang blieb diesmal in meinem Gedächtnis. Wenn ich nur seine Adresse wüsste, dachte ich ab und zu, dann könnte ich ihm schreiben, warum habe ich seine Adresse nicht erbeten ...

Wenn ich durch die Strasse gehe, wo wir uns zufällig getroffen haben, erinnere ich mich an Milton Lang. Ich mache mir Vorwürfe, dass ich ihn einfach weitergehen liess.

Auch mein Vater erscheint mir, ich höre, wie er sagt: Das Schlimmste, was einem Menschen passieren kann, ist vertrieben zu werden. Flucht, sagte er noch, das ist schon der halbe Tod.

Ich begriff ihn damals nicht, ich war ja noch ein Kind.

Die Mutter kommt mir in den Sinn, wie sie eines Tages nach Hause kam, verstört. Was ist denn los? fragte der Vater. Was hast du? Sie brauchte einige Zeit, bis sie sich beruhigt hatte, berichten konnte.

Ich hab' den Levy in der Stadt angetroffen, sagte sie.

Wer ist das? fragte Vater.

Aber du kennst ihn doch. Er kam regelmässig zu meinen Eltern auf den Hof, kaufte Kühe, ein lieber Mensch, bezahlte immer einen guten Preis. Grossvater, der August, sagte oft: Wenn wir den Levy nicht hätten ... Und er wusste stets etwas zu erzählen, er war ein fröhlicher Mensch.

Ja, jetzt weiss ich, sagte Vater.

Nein, du weisst gar nichts, sagte die Mutter gereizt, fuhr fort: Als er wieder einmal zu uns kam, sagte er: Ich glaube, es wird das letzte Mal sein, man verfolgt uns nun.

Und jetzt bin ich ihm in der Stadt begegnet. Ich hätte ihn nicht wiedererkannt, so alt und verfallen sah er aus. Er hat mich angesprochen und gesagt: Bist du nicht die Magda, das kleine Kind der Vorgrimler. Und da wurde mir klar, wer vor mir stand: der Levy.

Ja, ja, sagte er, ich hab's noch geschafft, in die Schweiz zu kommen, kurz bevor sie mich geholt hätten, meine Verwandten sind alle tot. Dann hat er geweint. Ich wollte ihn mit nach Hause nehmen, doch er schlug die Einladung aus. Ich bin ein alter Mann, sagte er, ich kenne keine lustigen Geschichten mehr, nur traurige, nein, ich will niemandem zur Last fallen.

Bald darauf, zwei, drei Jahre nach dieser Begegnung mit meiner Mutter, starb er. Die Mutter hatte die Todesanzeige gelesen, in den amtlichen Bekanntmachungen. Levy, David, gew. Viehhändler, stand in der Zeitung.

Was für ein einsamer Tod, sagte die Mutter.

Und wie lange liegt das nun schon zurück – über vierzig Jahre.

Das Gedächtnis, denke ich manchmal, ist eine ungeheure Maschine, es vergisst wenig, speichert all das, was uns nahe geht, berührt. Darum frage ich mich, wenn Kriegsverbrecher aus der Nazizeit vor Gericht stehen und sich mit dem ständig wiederholten Satz herausreden: Ich weiss es nicht mehr, ob das daher kommt, weil diesen Menschen das Schicksal anderer gar nicht nahe geht, sie davon überhaupt nicht berührt werden. Was für eine furchtbare, schreckliche Vorstellung. Kann so etwas denn möglich sein?

Mich verfolgen diese beiden Geschichten, diejenige von Milton Lang und die des Viehhändlers Levy. Sie sind mir gegenwärtig.

Wir alle waren längst zur Tagesordnung übergegangen, ein jeder hatte an seine Karriere gedacht, und da gab es noch einen Menschen, der seine Eltern suchte, bis er Nachricht von ihnen hatte. Von ihrem Tod erfuhr.

Was ist aus Milton Lang geworden, was macht er?

Das ist ja auch das Schreckliche: Was würde ich ihm schreiben, wenn ich mich nun hinsetzte?

Doch, ich möchte ihn wiedersehen, ein paar Jahre seiner Jugend waren auch die meinen, nur war ich ein wohlbehütetes Kind in der Schweiz, das den Krieg nicht am eigenen Leib erfuhr.

Ich stelle mir vor, wie ich ihm gegenüberträte, und er mir. Würde er sich freuen oder bloss erstaunt sein? Wollte er sich überhaupt an mich erinnern?

Der Levy, hatte meine Mutter gesagt, als sie die Nachricht von seinem Tod las, ist ein Stück meiner Jugend. Er hat mir an den Tagen, wo er kam, immer viel Freude bereitet. Das werde ich ihm nie vergessen. Er hat mir übers Haar gestrichen und gefragt, ob ich glücklich sei, ob schon ich noch gar nicht wusste, was das bedeutete. Und er brachte mir jedesmal eine Kleinigkeit mit: ein Spielzeug oder eine Tafel Schokolade. Bei seinem letzten Besuch schenkte er mir eine Puppe, sagte: Behüte sie gut, sie soll dich begleiten und schützen.

Das ist die Puppe, die ich noch immer aufbewahre. Meine Mutter hat sie mir hinterlassen. Ich trage Sorge zu ihr, ich werde auch David Levy nicht vergessen, obwohl ich ihn nicht kannte.

Sehe ich Bilder von Flüchtlingskindern, oft mit nichts als einer Puppe im Arm, dann denke ich an ihn, an David Levy.

Ich sehe auch die Züge vor mir, wie sie nach dem Krieg in der Schweiz ankamen, voll mit Waisenkindern, ich sehe ihre schmalen, bleichen Gesichter, die dünnen Arme, wenn sie winkten.

Und noch immer sind Millionen von Flüchtlingen, Flüchtenden unterwegs, überall auf der Welt.

Da sagen mir manchmal Leute: Warum schreiben Sie nicht mal etwas Lustiges? Die Welt ist doch nicht nur traurig.

Doch, sie ist es.

Damit wir das nicht vergessen, habe ich diese Geschichte geschrieben. Doch ich spüre, dass es gar keine Geschichte ist. Ich erzähle vom wirklichen Leben. Es überbietet unsere Phantasie, es ist grausamer.

Möglicherweise ist Milton Lang Familienvater; er ist jetzt etwa fünfzig Jahre alt, vielleicht Geschäftsmann oder irgendwo angestellt. Alles nimmt seinen alltäglichen, normalen Gang. Aber gibt es eine Normalität, nach all dem, was er erlebt hat?

Ich sitze an der Schreibmaschine, schreibe über ihn. Das ist der Unterschied: über ihn.

Er ist davongegangen, nachdem er mir gesagt hatte, dass seine Eltern vergast worden seien. Er wusste, dass es darauf nichts mehr zu sagen gab. Er hat es mir erspart, irgend etwas zu antworten. Es wäre doch alles falsch gewesen.

Auch David Levy: Was hätte er bei meiner Mutter und bei meinem Vater sagen sollen, und was hätten sie sagen sollen? Flüchtlinge sind Verfolgte, und sie bleiben es ein Leben lang, auch wenn sie irgendwo Ruhe und Sicherheit gefunden haben. Der Mensch schleppt nicht nur den Körper mit sich, sondern auch das Gedächtnis.

Jetzt wäre Zeit für die Tageschau. Ich weiss, was kommt, jedesmal. Mit Sicherheit wieder ein Bericht über Flüchtlinge, aus fast allen Kontinenten und Ländern. Die Welt als Flüchtlingslager. Noch immer werden Boat people aus dem Meer gefischt. Und ist es nicht Gewalt, die Menschen zu Flüchtlingen macht, so ist es der Hunger.

Vor all diesem Elend versagt auch das Schreiben.

Und die elektronischen Bilder, die wir täglich übermittelt bekommen, sie sind so flüchtig – eben. Was kann der Kameramann zeigen? Einen Menschen, viele Menschen, Not, Kummer, Verzweiflung. Nicht aber, was in jedem einzelnen vorgeht.

Zudem: Die Wiederholung stumpft ab, rüttelt nicht mehr auf. Leider. Der Mensch in seinen sicheren vier Wänden will

immer Neues. So ist alles schnell wieder vergessen.

Vielleicht bleibt von diesen Hunderttausenden von Gehetzten und Vertriebenen nicht mehr übrig als ein Name, meist nicht einmal das.

Könnte es nicht sein, denke ich, dass der Mensch doch eine Fehlentwicklung ist, die Evolution sich geirrt hat? Wo er auftritt, bringt er Leid.

Es wäre bitter, müsste sich der Mensch am Ende sagen: Wir haben mit unserem Gehirn viel erreicht, nur das eine nicht: Frieden zu schaffen, den ändern so zu lassen, so zu akzeptieren, wie er ist.

Doch, es gäbe genug Gesprächsstoff, um mit Milton Lang zu reden. Er hätte viel zu sagen.

Was sind schon vierzig Jahre, wenn der Mensch über drei Millionen Jahre alt sein soll?



Illustrationen: Barth